

Der Stern von Bethlehem

Autor(en): **E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 52

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

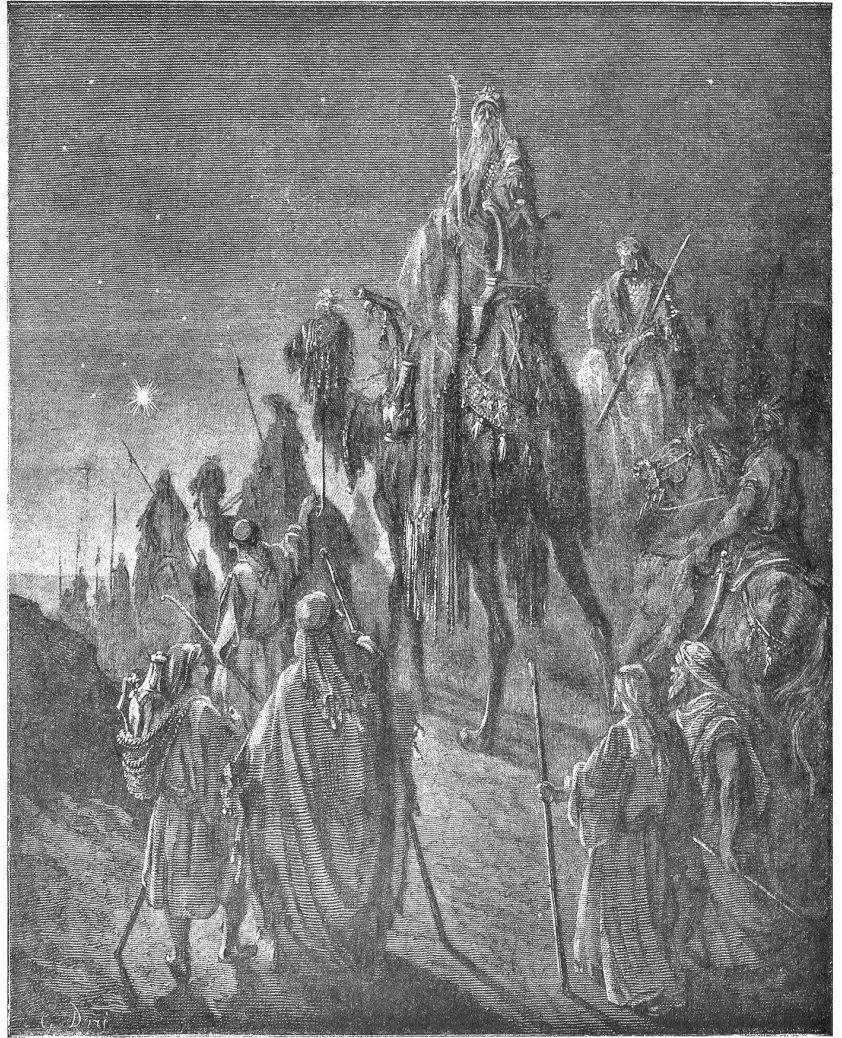
in den Wellen des Stromes und hatte gekämpft, bis sie nicht mehr konnte.

Und dann war ein Mensch gekommen und hatte sich ihrer erbarmt, und Wunder um Wunder hatte sich an ihr erfüllt, und nun vertraute sie weiter und wollte nicht bange sein. Und wenn ihr Kind auch nie seinen irdischen Vater sehen und besitzen sollte, Gott, der Vater aller, würde auch der Vater ihres Kindes sein, wenn sie dem Kindlein eine gute Mutter war. Denn darauf kam es an. Sie hatte vorher nie darüber ernsthaft nachgedacht, was das bedeute, eine Mutter zu sein. Nun wußte sie, man ging durch das dunkle Tor der Schmerzen ein zu einem Glück, neu, fremd und unfählich, das man sich durch tägliche Treue in seinen Tiefen erringen mußte. Leise zog Urula Stäger die zarten Fingerchen des Kindes an ihre Lippen und küßte scheu und betend in ihrem Kinde die Hoffnung ihres armen, jungen Lebens. Auch ihr war heute der Heiland geboren.

Der Stern von Bethlehem.

Zuerst fanden Einfältige, Ungebildete und Angelehrte den Weg zur Krippe von Bethlehem. Den Hirten, die auf dem Felde des Nachts ihre Herden hüteten, war zuerst die frohe Botschaft von der Geburt des Heilandes verkündigt worden. Erst nachher kamen auch Weise, Kluge und Reiche dran. Und sie hatten es schon schwerer, das Kindlein in der Krippe zu finden. Auch ihnen leuchtete zwar der Stern. Und lange waren sie ihm und und nur ihm gefolgt. Aber dann landeten sie schließlich doch zuerst dort, wo sie stets zu landen pflegten, wenn ihnen kein Stern schien: bei einem König und bei Professoren, an einem Königshof und an einer Universität. Sie mußten, bevor sie weiterwandern konnten, zuerst die wissenschaftliche Bestätigung und den wissenschaftlichen Beweis dafür einholen, daß ihr Glaube und Gehorsam gegenüber dem Stern doch richtig gewesen sei. Und dabei hätten sie das Jesuskindlein bei einem Haar verloren. Wenn in Herodes nicht eine letzte Scheu vor der Schrift, und wenn in den dürren, ausgemergelten Schriftgelehrten nicht eine letzte Zielsicherheit gewesen wäre, die sie gleichsam trotz ihrer selbst betätigten mußten, so hätten schon damals keine Weisen, Klugen und Reichen den Weg zum Christkind gefunden.

Heute sind wir nun glücklich so weit, daß die Schriftgelehrten noch dürrer und ausgemergelter geworden sind und außer ihrem eigenen Licht kein anderes Licht mehr suchen und gelten lassen. Und heute haben wir es glücklich dahin gebracht, daß die Herodesse ohne Zaudern ausziehen, um das Christkindlein totzuschlagen, sobald sie nur das geringste davon merken, daß es irgendwo geboren worden ist und mit seinem holdseligen Lächeln die Menschen froh machen möchte. Heute proklamiert die Politik, die Wirtschaft und die Wissenschaft ihre Eigengesetzlichkeit. Und was will das ja anders heißen als daß die Menschen auf all diesen wichtigen Gebieten des Lebens nur ihr eigenes Licht gelten lassen und mit der rauchenden und stinkenden Delfunzel ihrer Selbstsucht die Welt besseren Zeiten entgegenführen wollen?



Gustave Doré: Der Stern der Weisen.

Kein Wunder, wenn es da wieder fast gänzliche Nacht werden will auf Erden. Kein Wunder, wenn alle die Lichtlein, die Strahl und Wärme aussandten, allmählich erblässen und es kalt und finster wird um uns herum. Kein Wunder, wenn uns Gott allmählich wieder ein ganz ferner und verborgener Gott geworden ist und wir nichts mehr davon merken, daß er uns einst den Heiland gesandt, und daß er in Jesus Christus den Menschen Licht und Wärme geschenkt hat. Kein Wunder auch, wenn Weihnachten uns nur noch zu einer Zeit geworden ist, in der wir auf besseren Geschäftsgang hoffen, in der uns das Kaufen und Verkaufen, das Schenken und Beschenktwerden alles ist, und in der wir mit ein bißchen mehr Liebe ein Lendentuch über unsere Blöße zu schwingen versuchen, dabei aber mit der Geschäftigkeit und Geschäftstüchtigkeit dieser heiligen Tage doch wiederum den Blick mehr auf die Blöße hinlenken als auf das Lendentuch.

Wie schön, wenn nun doch auch uns über all diesem Beschämenden, Dunklen und Traurigen ein Stern aufginge! Wie herrlich, wenn auch wir wieder aus unserer Nacht herauskämen und Gott fänden in seinem Licht und seiner Herrlichkeit! Was müssen wir eigentlich tun, um das erleben zu dürfen? Wie müssen wir Gott suchen, damit wir ihn finden können? Wie können wir neues Leben und Licht in unser ausgemergeltes, dürres Dasein und in unsere ausgemergelte, dürre Politik, Wirtschaft und Wissenschaft bekommen? Müssen wir warten, bis unsere Gottsucher einmal von Erfolg gekrönt sind und Gott finden, bis die

Dichter und Denker, die in Versen und Philosophien den verborgenen Gott aufzuspüren suchen, die Fährte gefunden haben?

Ach, diese Gottsucher! Wohl laufen sie scheinbar im Schweiß ihres Angesichtes herum und suchen krampfhaft die Fährte. Wohl scheinen sie beflissen, mit ihrem eigenen Licht alles zu unternehmen, um einmal auf das große, göttliche Licht stoßen zu können. Aber wenn wir auf sie warten wollen, dann können wir warten bis an das Ende der Zeit. Selbst wenn ihr Schweiß und ihre Beflissenheit aufrichtig ist und nicht nur jenes „hochmütigste Verlangen nach Gott“, das ein Literaturschwärmer kürzlich einem französischen Schriftsteller nachgerühmt hat, indem er dabei betonte, daß Hochmut auch eine Form der Größe sei, selbst wenn also das Gottsuchen demütig und frei von Eitelkeit ist, kann es nur im Stall von Bethlehem, nur dort, wo Christus geboren ist und lebt, Gott finden. Davon, daß wir Gott suchen, kann es nie hell werden auf Erden. Aber alle Helle und alles Licht kommt davon her, daß Gott uns sucht in Jesus Christus. Alle Freude und aller Glanz der Weihnachtsen besteht darin, daß uns dunkeln, nächtigen Menschen das große Geschenk Gottes verkündigt und gezeigt wird: der Heiland, der Retter ist da. Alle Seligkeit und alle Hilfe der heiligen Nacht ist uns darin gegeben, daß hier das Licht Gottes aufflammt und nicht das Licht unserer Vernunft. Und der Weg dazu besteht für Hirten und Weise, für Einfältige und Kluge im Glauben und Gehorsam. Der Stern ist da. Das Licht scheint. Gott hat uns gesucht und gefunden. Und wir haben nichts anderes zu tun als gläubig und gehorsam dem Stern zu folgen. Und vom Augenblick an, wo auch unsere heutigen Weisen und Einfältigen, unsere heutigen Professoren, Kaufleute, Arbeiter, Beamte, Politiker und Obersten das wieder tun werden, wird es auch bei uns Licht werden und die Welt wird ihren Retter gefunden haben. E. B.

Weihnachtsgedichte.

Weihnacht, eia Weihnacht!

Von Johanna Siebel.

Horch! In Not und Kampfgetriebe
Singet hell die große Liebe.
Horch! Ob allem Leid und Stöhnen
Schwingt ihr Sang, der mit dem schönen
Kinderholden, himmelsreinen
Wunderklang die Welt will einen:
„Weihnacht, eia Weihnacht!“

Alle, die ihr gramumfangen
Rauhe Pfade leid gegangen,
Alle, die ihr harte Schmerzen
Tragt in armen, müden Herzen,
Lauscht, wenn euch auf weichen Schwingen
Will der süße Klang umsingen:
„Weihnacht, eia Weihnacht!“

Reiner ward noch nie hienieden
Aller Welt ein Trost beschieden.
Holder durfte durch die Weiten
Aller Zeit kein Klang je gleiten.
Friede, Freude, Liebe, Leben
Zubelnd sich in ihm verweben:
„Weihnacht, eia Weihnacht!“

Weihnachtsgebet.

Von Irmela Linberg.

Wir gehn durch dunkle Winterszeit,
Der Himmel ist verhängt und weit,
Der Tag ist hart und groß die Not,
Die Liebe scheint auf Erden tot.

O daß ein Wunder uns gescheh'
Der Stern von Betlehem ersteh',
Sein Licht die ganze Welt umhüll'
Und unser Herz mit Frieden füll'!

Daß wir um Jesu Krippe klein
Uns scharend, wieder Brüder sein,
Begraben Haß und Streit und Groll
Und seiner Liebe werden voll!

Christnacht.

Von Alfred Suggenberger.

Wieder schließt die heil'ge Nacht
Auf ihr funkelnd Sternentor.
Schreite sacht, schreite sacht,
Bald erklingt der Engel Chor!

Jedes Fenster, rot erhellt,
Wie es schweigt und heimlich tut!
Liebe Welt, liebe Welt,
Manchmal dünkt mich, du bist gut.

Ob nur eine arme Hand
Ueber Kinderloden geht, —
Kerzenbrand, Flitterand,
Wiegt ihr mehr als ein Gebet?

Kriegsweihnacht im Gebirge.

Wie ein Opiumtraum, verwirrend-unwirklich, war der Winterhöhentag mir entschwebt im Flimmerbann des Klubbüttenumkreises, allein mit der kurvenden Alpendohle und den auf Felsgräten sich tummelnden Gemsen. Gleich dem Pfau, der sein Rad schlägt und es wieder einzieht, so hatte die Hochwinterlandschaft vor mir all ihre Märchenwunder entfaltet, um sie mit sinkender Sonne wieder unhörbar leis zusammenzuraffen, dem Vogel ähnlich, fremdscheu enthußchend in den Burpurkäfig der Nacht. Und als die Dämmerfarben erstarben, als der Mond heraufglomm hinter den Faden wie des Bergknappen Glühlampe aus dem Stollen und seine Strahlen gleich Spinnenfüßen silbern hingefingerten über Bergflanken, über menschenleere, schneelastende Hochflur — da preßte mir, dem Einsamen im Berghaus, doch ein Finsternisdämon das Herz zusammen. Umsonst lieb ich den Kocher summen. Das Blausflämmchen züngelte nur als Irwish, das Hüttenhalbdunkel noch vertiefend und Geistergekrauch in den Ecken wachrufend. Ich stimmte ein Lied an; jedoch der Ton schien sich in die Wandspalten zu verflücht'gen und seltsam dumpf, ja mißtönig kehrte der Widerhall an mein Ohr zurück. Ach — vergessen hatt' ich: die Dämmerstunde ist selten des Einsamen Freund und Gefährte — sie zehrt an seinem Eigenbewußtsein, zernagt ihm den müden Kämpferwillen. Und die Furcht schleicht heran, die Seele umringelnd. Sah — was regt in der Wand sich? — ein hungriger Holzwurm? Und jekt — welche Geisterjagd droben im Dachraum? — Die Mäuse! Verfluchte Rasselbande! Stellt der berichtigende Verstand fest. Dann wieder Halbtraum, planloses Sinnieren — Herrgott, was trampelt da draußen? Die Tür knarrt und Frohgesichter, frostgerötet lachen erlösend herein in den Spukraum ...

Hallo — die Gefährten! Doch noch gekommen! Wie eine Granitlast löst sich's von der Seele; der Bann des Einsamseins geht unter im Begrüßen und Männerjubiläum. Ja, vollbepackt kamen die Kameraden, dem Weihnachtsabend zu Preis und Ehr'. Ein Lämmlein sogar hatte sein Plätzchen im Schneeforst drunten räumen müssen, um ein langes Kampfdasein in Sonnglanz und Stürmen zu tauschen an Glanz und Bracht eines im mondscheinumfluteten Alpenstübchenhaus. Irrenden Völker vom Kriegstraum erlösen und sie den Weg ins wahrhafte Leben zurückfinden lassen ...“